

Unter ägyptischer Sonne.

Roman aus der Gegenwart von Katharina Zittelmann.

„Da geht Mr. Salinas mit seiner Familie spazieren!“ bemerkte Rumi. Sperber sah sich erschrocken um und begriff erst, als er den Amerikaner nicht erkannte, daß Fräulein von Umfattel den Gummibaum gemeint hatte.

Ein Blüthenbusch ohne Gleichen erfüllte die Luft. Drangen und Granaten, indische Feigen-, Oliven- und Pfefferbäume trugen Früchte neben den Blüten; seltsame Ziersträucher mit feuerroten Blüten verkündeten die unendliche Schöpferkraft der Natur. Dazu rauschten Sykomoren, Eucalyptus, Palmen, Cypressen und Cedern von seltener Schönheit.

Der Garten war sehr beliebt von türkischem Publikum, und das interessierte es Rumi mehr, die Kinderwärtnerinnen zu beobachten, die, wenn sie jung waren, gern einmal ihren Schleiern lüfteten, als die Pflanzen. In mehreren Cafés ging es sehr lebhaft zu. Die Herren mit Fräulein waren in der Mehrzahl und befanden sich meist in Begleitung von Damen, verschleierte und unverschleierte, die der guten Gesellschaft nicht angehörten.

„Sie sind mir noch die Erklärung schuldig, warum Sie für die Türken eine Vorliebe haben,“ sagte Harald zu Fräulein von Umfattel.

„Der Vielweiberei wegen!“ antwortete sie lachend. „Sie denken wohl, ich scherze? Mit nichten! Ich wünschte, sie würde bei uns auch eingeführt.“

„Schade!“ rief Daisy und Sperber fragte: „Möchten Sie eine Haremsskizze sein?“

„Es fragt sich doch, was besser ist, fiel sie rasch ein, bei uns eine alte Jungfer oder hier eine Haremsskizze zu werden! Denken Sie doch: die Frauenfrage wäre gelöst! Das wäre schon allein ein unschätzbare Gewinn. Die Herren Muhammedaner nehmen nur die Pflichten auf sich, die die christlichen Herren nicht übernehmen wollen: sie bringen für ihre Religion Opfer, denen der Europäer sich entzieht. Das ist doch schließlich der einzige Unterschied!“

Harald, der das Thema zu gewagt fand, um es mit Damen zu erörtern, lachte belustigt, aber Mrs. Summers war „schocked“ und machte Rumi über „unzüchtlichen“ Reden wegen Vorwürfe, die diese mit einer malitiosen Miene hinnahm.

„Ist es denn christlich, unverschleierte zu bleiben?“ fragte sie.

„Das nicht,“ entgegnete Daisy ganz ernsthaft.

„Finden Sie es etwa hübsch, daß man bei uns, und bei Ihnen in England auch, in Weiblichkeit erstickt? Daß viele Damen gar keinen Mann mehr zu sehen bekommen?“

„Wenn es der liebe Gott doch so gewollt hat —“

„Woher wissen Sie denn das? Ich glaube, er hat gewollt, daß jedes Mädchen einen Mann kriegt; darum gefällt mir eben der Islam!“

„O Rumi,“ bat Daisy ängstlich, „Sie beachten eine Sünde.“

„Nun lachte die Freundin ihr gerade in's Gesicht.“

„Wenn man keine Familie zu lieben hat, soll man die Armen lieben,“ fuhr Mrs. Summers ganz ernsthaft fort, „bei uns sind viele Damen, die sich der Wohlthätigkeit weihen.“

„Wie freundlich, daß Sie ihnen das gönnen!“ spottete die Umsattel. „Ich sage es doch vor, Tüchtin zu werden. Bitte, Herr von Sperber, haben Sie nicht den Verdacht, daß ich aus persönlichen Gründen so rede. Ich habe natürlich unter dem Damenüberfluß nicht zu leiden gehabt. Bei meinem Onkel in Berlin gab es Offiziere in Fülle, und zu Hause auf den Gütern waren Gott sei Dank die Töchter in der Minderheit.“

„Sie scheinen sich also für die Frauenfrage sehr zu interessieren,“ entgegnete er.

„Warum? Weil ich den Männern öfter Frauen wünsche und uns jeder einen Mann? Das bitten Sie nicht? Hand aufs Herz! Gestehen Sie, daß Sie entzückt wären, solch ein Glücklicher zu sein!“

„Es wäre mir zu teuer,“ rief er lachend.

„Weiter nichts? Wenn Sie aber eine Million hätte!“ Sie blinzelte ihn lustig an, indem sie den Kopf auf die Seite legte. „Und Nummer zwei hätte ein Rittergut und Nummer drei eine Villa an der See und Nummer vier — die braucht dann nichts, die können Sie selbst erhalten. Wie? Unmöglichkeiten wären Ihnen ja kaum erspart! Fänden Sie das nicht herrlich?“

„Unter der Bedingung, daß alle vier so lebenswürdig und geistreich wären, wie Sie, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er.

„O Rumi, hören Sie auf und schauen Sie lieber diese herrliche Poinsettia an. Das ist eine Wunderblume!“ Und als Sperber sich ebenfalls über die leuchtenden roten Blätter freute, die die unscheinbare Blüte

mit einem Strahlenkranz umgaben, flüsternte sie ihm bedauernd zu: „Meine Freundin hat gar keine Liebe für Blumen und Tiere! Ist das nicht sonderbar? Mich kommt Gott so groß vor in die Natur. Ach, Mr. Sperber, mein Schuhschwarz ist mich aufgegangen, wollen Sie so gut sein, es mich festzubinden?“

Damit stellte sie den zierlichen Fuß auf die Bank, an der sie gerade vorübergingen, und blühte ihn an, als begehre sie etwas Selbstverliebliches.

Harald, der in englische Sitten nicht eingeweiht war, fand ihre Bitte höchst befremdlich, ja, er war nicht sicher, ob es sich mit seiner Ehre vertrüge, sie zu erfüllen. Was sollte er aber machen? Einer so schönen und lebenswürdigen Dame schlägt man nicht gern etwas ab. So bequeme er sich denn dazu, ihr den gewünschten Dienst zu leisten, stellte sich aber recht ungeschickt dabei an, und Rumi, die mit unerbittlicher Schamensfreude zusah, rief endlich lachend: „Möchten Sie nicht, daß Herr von Sperber Ihnen für später solche Aufträge verleihen möchte?“

Er wollte eben widersprechen, als Mrs. Summers ungehalten erwiderte: „Mr. Sperber ist ein Gentleman, kein deutsche Wä, Rumi.“

Das Schuhschwarz war jetzt wirklich gebunden, und die Drei ließen sich rührend auf der Bank am See nieder. Die Unterhaltung stockte. Der Sommerabend, von Dünsten schwer, sank schnell herab und hüllte den Park in Dämmerung. Leise Töne eines Konzerts zogen von einem der Gartens-Restaurants herüber. Von der Straße her blühte das Licht der Laternen durch die stillen Büsche. Und Harald's Herz klopfte sehnsuchtsvoll. Er fühlte das Auge der lieblichsten der Frauen an seinem Antlitz hängen; ihre Hand, die neben der seinen lag, diese beinahe berührte, leuchtete wie Schnee durch die Dämmerheit. In jedem Nervo spürte er ihre warme Nähe. Eine Bewegung um sie — des Blickes, der verließ den ihren traf, der Hand, die sich um die ihre schloß — und sie war sein. Was ärgerte er, die Liebe zu nehmen, die ihm geboten ward, die süßesten Früchte von diesen holden Lippen zu pflücken, an dem Trunk sich zu berauschen, den die afrikanische Sonne gesegnet?

Was's nicht pöhlischerhafte Thorheit, an die Zukunft zu denken, wenn die goldene Stunde ihm gehörte? Was's nicht, einer Unbekannten, dem Traumbild einer überspannten Stimmung zu Liebe ein Herz zu verschmähnen, das mit jedem Schlag sich ihm entgegensehnte? Genießen, genießen, wo die ganze Schöpfung Genießbares hat — das Leben auskosten, dies herrliche, reiche Leben, dessen Jugend und Schönheit so kurz sind, so vergänglich.

Was war das? Hatte seine Hand sich unerlaubt an die ihre gedrängt? Oder hatte die ihre sich bewegt? Als hätte ein elektrischer Strom sie berührt, so zuckten die feinen Finger der jungen Frau zurück. Dann war's, als hielten sie Beide den Atem an — und die Luft ging so schwül und düsterte so süß —, da erklüfte es vor ihm, das blasse Mädchen Gesicht von der Pyramide und sah ihn traurig an. Hülflos! Da so unser Glück? fragte es — und er sprang auf. Der Zauber war gebannt.

Im Hotel fand Harald ein Bille: von Mr. Salinas vor, der ihm mit vielen Ausdrücken des Bedauerns mitteilte, daß seine Familie eines Unwohlseins seiner Tochter halber den abendlichen Ball im Gezireh-Hotel nicht besuchen würde. Er mußte deshalb seine Einladung zurücknehmen.

Sperber, der gar nicht mehr an den Ball gedacht hatte, überlas den Brief mehrmals, und das junge Mädchen am Klavier zeigte auf's Neue seine Phantasie. Sie wollte nicht tanzen, wie am Ende ihm gar aus, der ihr vielleicht vom Vater als wünschenswerthe Partise angepriesen ward! Mr. Salinas irrte sich gewaltig, wenn er glaubte, daß ein deutscher Baron so leicht als Schwiegersohn zu haben sei, — aber selbstam war es doch, daß das junge Mädchen sich so ablehnend verhielt. Man sollte denken, daß sie ganz zufrieden mit ihres Vaters Plänen sein müsse. Er war doch ein hübscher Arel, groß, hässlich, und hatte noch immer Eindruck auf die Damen gemacht, ob er's darauf angelegt hatte, oder nicht. Und lebenswürdig war er auch — das ließ ihm Jeder. Nicht umsonst war er Gesellschaftsdiener gewesen. Wenn Sperber nicht da ist, so fehlt das Beste, sagten die Freunde auf der Kniepe so aut, wie die jungen Mädchen auf den Bällen. Nur Miß Mary schien anderer Ansicht zu sein. Gegen seinen Charakter ließ sich doch auch nichts einwenden. Sein Ehrenschilb war blank. Er hatte nicht geübt, hatte keine Schulden, war ein guter Sohn und seine geistigen Fähigkeiten waren vorzüglich, das hatten alle seine Lehrer befunden, das wußte er selbst am besten. Das Lernen war

ihm stets sehr leicht geworden, darum hatte er sich's nie sehr fauer werden lassen. Er hatte es nicht nötig gehabt. Aber er besah auch eine harte geistige Empfänglichkeit. Seine Freunde hatten oft geäußert, sie begriffen nicht, daß er sich für Alles interessiere. Was aber seine Gemüthsbeigefenheiten betraf — da hätte doch kein Mädchen sich einen besseren Mann wünschen können. Er hatte sich oft verliebt, ja, weil er ein tiefes Verlangen nach Liebe und Jährlichkeit in sich trug; aber wenn er heirathete, so würde er treu sein, da brauchte sie nichts zu befürchten. Vor Allem aber, er war von altem Adel, Offizier und Grundbesitzer, und Miß Mary konnte alle zehn Finger ausstrecken, um solchen Gatten zu bekommen. Das wollte er ihr doch auf alle Fälle klar machen. — Schade, sie reiste ja Sonnabend nach Ober-Egypten ab, und da heute Donnerstag war, würde er kaum noch Gelegenheit haben, sie zu sehen. Ob er Mr. Salinas nicht morgen noch seine Aufmerksamkeit machen sollte?

Nach dem Dinner gingen Harald und Wildau zusammen zu Gorff. Sie fanden nicht nur alle auf dem dreiten Trottoir vor dem Hause aufgestellten Tischchen besetzt, auch die noch der Straße zu offene Halle und die Bierstube waren von trinkenden Deutschen überfüllt. Zwischen diesen aber trieben die herumziehenden Händler ihr Wesen und ließen es wenigstens draußen zu rechter Gemüthslichkeit nicht kommen. Sie belagerten die Fremden, boten alle möglichen Erzeugnisse orientalischer Industrie an, die sie mit unvergleichlicher Jüngfertigkeit priesen, und waren so aufdringlich, daß man's Einer sich schon zum Kaufen verlocken ließ, nur um die lästigen Gesellen los zu werden. Dann freilich war es ganz um seine Ruhe gekommen, denn durch den Erfolg ihres Kommandos ermuthigt, bestimmten ihn alsbald an Stelle des ersten ein halbes Duzend andere, bis Herr Gorff, der Wirth, der mit rothem Fes seinen Gästen die Honneurs machte, dem Bedrängten zu Hilfe kam und mit barockem Töne die Quäler verjagte. Auch die Knaben, die das Stiefelwischen zum Lebensberuf erwählt hatten und sich bei Tage in den Straßen umhertreiben, spielten eine unheimliche Rolle. Wie Kagen unter die Tische kriechend, überfielen sie die dort befindlichen Hübe und büsteten mit einer Geschwindigkeit, als gelte es, einen Wettkampf zu bestehen, die Stiefel spiegelblank, ehe deren Besitzer sich nur zu wehren vermochten. Weder Hübe, noch Drobungen verschreckten sie, und es gab Herren, deren Stiefel bereits sechs Mal den Angreifern zum Opfer gefallen waren. Sperber und Wildau sahen lachend ein Weilschen dem Treiben zu und traten dann in das geräumige Gatzimmer, dem deutsche Maler den Stempel aufgedrückt hatten. Humoristische Darstellungen, Bilder und Skizzen bedeckten alle Wände. Doch bevor Harald noch dazu kam, sie näher zu betrachten, ward er von dem Professor Braun angerufen, der allein an einem Tische saß und die Herren aufhorbete, bei ihm Platz zu nehmen, offenbar froh, Gesellschaft zu finden. Ganz zwanglos begrüßte er auch den ihm bisher unbekanntem Wildau und war eben im Begriff, von irgend welchen neuen Ausgrabungen zu berichten, als der Hauslehrer der Salinas erschien und das Gespräch unterbrach. „Mein Sohn!“ stellte der Professor den jungen Mann vor, der sich schweigend vor den beiden Herren verneigte, ohne seiner Bekanntheit mit Harald Erwähnung zu thun. Auch schien es diesem, als sei der junge Braun nicht eben angenehm überrascht, ihn in seines Vaters Gesellschaft zu treffen.

„Ich denke, Ihr wölltet heute Abend tanzen,“ fragte der Professor nun den Sohn, „und da bist Du dennoch?“

„Miß Mary hatte keine Lust, auf den Ball zu gehen, da unterließen wir es Me.“

„Miß Mary hatte keine Lust, wiederholte Harald bei sich. Dachte ich's mir doch.“

„Mir kann's schon recht sein, mein Sohn!“ rief der Alte, „da hast Du Zeit für mich — und Dir wird auch nicht viel daran liegen, da herumzuspringen.“

„Wieso? Bin ich schon zu alt zum Tanzen?“ fragte der Doktor.

„Zu verständig, hoffentlich,“ brummte der Professor.

„Da irrst Du aber gewaltig, Vater! Ich tanze leidenschaftlich gern. Zu verständlich! Weib' mir mit der Verständigkeit zu Hause. Vor lauter Verständigkeit erwäunen wir das Beste im Leben.“

Die Worte klangen so erregt und es lag scheinbar so gar kein Grund zu dieser unreasonlichen Antwort vor, daß Alle erstaunt aufschreckten und der Professor seine gültige Stimme traute.

Der Sohn mochte empfinden, daß sein Ton nicht ehrerbietig gewesen war. Er streckte dem Vater herzlich die Hand über den Tisch entgegen.

„Ich freue mich ja selbstverständlich unendlich, Dich zu sehen,“ fügte er hinzu. „Nur gegen die Verständigkeit erhebt' ich Widerspruch.“

„Du scheinst ja noch nicht viel davon zu besitzen,“ entgegnete der Professor mit gutmüthigem Spott.

„Leider doch,“ erwiderte der Sohn. „Sie steht mir im Blut, die Verständigkeit, sie ist mir anerzogen, will nicht mehr heraus. Der große Jähmüch hat mir's klar gemacht. Sich anzuleben, ein voller, ganzer Mensch sein, das schöne irdische Leben bejahend ge-

niesen — das ist das neue Ideal. Statt dessen hieß es bei uns: Immer hübsch bescheiden sein, sich duden unter die Verhältnisse, ja nicht zu viel verlangen, Arbeitstheier sein, entsagen! Was kommt dabei heraus? Der Mitleidmuß, Vater, der Philister, der Herdenmenschen; Ihr züchtet ihn groß mit Euren Tugend- und Pflichtbegriffen. Keine Kühnheit in uns, keine Größe, keine Kraft. Wir wagen nichts — nicht einmal glücklich zu sein wagen wir.“

Er schweig aufathmend, als hätte er sich eine Last von der Seele gewälzt.

„Hat Dir der Wahnsinn auch den Kopf verdreht?“ entgegnete der Professor, roth vor Erregung. „Eine Verirrung ist dies, eine — Meine Herren, wie stehen Sie zu Nietzsche? Sind Sie etwa auch von diesem Wiste infigirt?“

Harald fotterte verlegen, daß er noch nichts von Nietzsche gelesen habe, während Wildau gestand, die Hauptaufstellungen zu kennen.

„Halten Sie sich diesem Menschheitserberber fern!“ sprach der Professor eifrig auf Harald ein. „D, daß diese Modetrantheit selbst nach Louisa bringen würde, das ließ ich mir nicht träumen. Jürgen, Jürgen, wie tannst Du nur Dich so verblenden lassen! Begreift Du denn nicht, daß diese ganze Philosophie Ausgeburt eines tranken Hirns ist?“

Der Sohn judte ungeduldig die Achseln und wollte antworten, als Wildau einfiel: „Mir scheint Nietzsche ein großer Dichter zu sein, kein Philosoph. Er ist viel zu paradox, um so gerecht zu denken; er widerspricht sich fortwährend; aber er ist unendlich ideenreich und seine Sprache ist so blendend schön und gewaltig, daß er sich selbst wie der Psalmist.“

Vater und Sohn schienen befängelt; der Letztere aber wandte sich an Harald und sagte in einem Tone, aus dem deutlich eine gewisse Befriedigung herausklang: „Sie leben in Deutschland, Herr Baron, — und kennen Nietzsche nicht, der doch im Mittelpunkt des Interesses steht. Wie geht das zu?“

„Ich war in den letzten Jahren durch mein Examen und die einschlägigen Studien ganz in Anspruch genommen,“ erwiderte Harald. „Außerdem — ich glaube, Sie überschätzen, wenn nicht Nietzsche's Bedeutung, so doch seine — Berühmtheit. In meinen Kreisen wenigstens spielt er keine Rolle.“

„Sie meinen den Adel?“ warf Dr. Jürgen ein. „Ganz recht! Der Adel braucht Nietzsche nicht; wir aber, wir im gebildeten Mittelstande, brauchen ihn.“

„Warum machen Sie da einen Unterschied?“

„Ich mache ihn nicht. Er ist da! Sie haben Ihr blaues Blut, Ihre Ahnen, Ihre Landgüter, Ihr Ständebewußtsein. Sie greifen zu, nehmen, was Ihnen gefällt. Sie sind die Sieger, aber wir —“

„Wenn Du die Söhne von Herrn Salinas in solchen Ansichten erzieht, — das werden ja nette Pflanzen werden,“ grölzte der Vater.

„Du wirst sie ja kennen lernen,“ gab der Doktor zurück. „Wollte ich sie erziehen, wie Du mich erzogen hast, das würde wohl falsch sein.“

„Du findest, daß Du schlecht gerathen bist?“ warf der Alte spottend ein.

„Ich bin zum Dienen erzogen,“ erwiderte der Sohn. „Wer aber eine Million hat, der ist ein Herrscher. Ich erziehe die Knaben dazu, Herrscher und Sieger zu sein, nicht kraft ihres Reichthums, sondern kraft ihrer selbst.“

Wildau und Harald verlangten gleichzeitig eine nähere Erklärung.

„Geld verleiht heutzutage noch mehr Macht als vornehme Geburt,“ entgegnete der Doktor. „Das Gefühl, einer hervorragenden Klasse anzugehören, das Bewußtsein der Macht, einfluß das Kind von früher Jugend an, giebt seiner Entwicklung die Richtung — und kann bei guten Anlagen zum Resultat den großen Menschen haben. Aber nicht oft wird das der Fall sein, sondern der Vorthell wird sich in Nachsehl vererben, wird Thoreit, Faulheit, Dünkel, Progethnum erzeugen, Hochmuth auf die verdienstlose Würdigung des Schicksals oder Zufalls. Wer den Fuß auf den Nacken Anderer setzen will, weil er kraft seines Adels oder seines Geldes die Macht dazu besitzt, der ist ein Usurpator, ein Frevler, der gestürzt zu werden verdient. Herrchen soll nur der Lebenswinder, dem die Vorthelle des Schicksals nichts als Mittel zum Zweck sind, Stufen, um emporzuklimmen zu den reinen Höhen, wo der Sieg, der stärker und besser und klüger ist als die Anderen. Dabin will ich meine Neben führen. Sie sollen oben stehen, nicht weil sie reich sind, sondern weil sie das Recht dazu erworben haben durch ihre Persönlichkeit.“

Immer wärmer, immer leidenschaftlicher hatte Dr. Jürgen gesprochen. Sein Gesicht sprühte förmlich von Leben und Feuer; es war, als ob eine harte innere Kraft unsichtbare Fesseln sprengte und sich entlode. Harald, der Empfindlicher, war bewegt und hingerrissen. Dieser junge Hauslehrer, dessen Anrede ihm als Dreistigkeit erschienen war, und der ihm heute Anichten in's Gesicht schleuberte, die wie mit Pfeilschneiden das trafen, was ihm bisher als das Selbstverständliche gegolten hatte,

wuchs plötzlich zu ungeahnter Bedeutung vor ihm empor. Er selbst aber, er, der Sieger, das Mitglied einer vorrechtigten Klasse — er sah wie ein Schüler auf der Lernbank und hörte zu und schämte sich, daß er schweigen mußte.

Der Professor hatte indeß während seines Sohnes Rede neues Material gesammelt und ging nun mit Wucht zum Angriff über. Er betannte sich aus innerster Seele heraus zu den alten Idealen, die Nietzsche stürzen wollten. Nur in der göttlichen Menschenliebe, in Hingabe und Opferfreudigkeit und treuer Pflichterfüllung wollte er das Heil erblicken, und er nannte Nietzsche's Individualismus den verabschauungswürdigsten Egoismus, den je eine Zeit hervorgebracht, während Jürgen behauptete, daß nur eine kräftige Entwicklung des Individuums der schwächlichen Klasse aufhelfen könne. Der tüchtige Vater und der tüchtige Sohn kämpften wie zwei Löwen mit einander, der Eine so jugendlich feurig wie der Andere. An den nächsten Tischen war Alles still geworden. Man hörte theils zu, theils belustigte man sich über den erregten Streit. Doch die beiden Brauns merkten davon nichts, und nur die späte Stunde schiedte sie endlich auf.

„Du mußt fort, Jürgen, Du findest am Ende das Hotelboot nicht mehr,“ rief der Vater erregt und ängstlich.

Der Sohn warf einen Blick auf die Uhr, drückte seines Vaters Hand, grüßte die anderen Herren und ging eilig in die Nacht hinaus.

„Es ist ja Alles zum Glück nur Theorie,“ brummte der Professor hinter ihm drein. „In der Praxis ist er der selbstloseste und pflichtvollste Mensch.“

„Das beklagt er ja eben,“ bemerkte Wildau lachend. „Sie haben ihm Ihre Grundzüge anerkogen, und er kann sie nicht loswerden, obwohl er sie für unrichtig hält.“

(Fortsetzung folgt.)

Keres Flotte.

Der französische Moniteur de la Flotte berichtet von einem Plan, die Flotte des Keres, die größte Flotte die vor mehr als 2300 Jahren in den Gewässern bei Salamis, in dem Riege der Perfer gegen die Athener, vernichtet wurde, wieder ans Tageslicht zu heben. Die griechische Regierung habe sich bereits an einen Ingenieur gewandt, der vor kurzer Zeit einen eigenen, sinnreich konstruirten Apparat erfunden hat, den er Hydrostop nennt. Mit diesem neuen optischen Instrument kann man, so behauptet wenigstens der Erfinder, von Bord eines Schiffes aus alle Gegenstände wahrnehmen, die sich auf dem Grund des Meeres befinden, ja sogar photographische Aufnahmen von ihnen machen. Wenn das wahr ist, kann's ja der griechische Regierung nicht fehlgelien. Eine unzählbare Flotte, wie sie die griechischen Geschichtschreiber dem Keres zuschreiben, muß ja in den Gewässern von Salamis einen riesigen Trümmerhaufen hinterlassen haben. Dieses unterseeische Trümmerfeld soll dem Hydrostop auf den ersten Blick erscheinen. Keine verlorene Zeit, keine vergeudeten Kosten! Sobald die Flotte gehoben ist, braucht man sich nur noch die Mähe zu geben, sie zu heben. Das ist dann nur das Wert einer Schaar von Tauchern und Krähen.

Der Erfinder des Hydrostops steht in sein Instrument ein solches Verdrahtungsprogramm entworfen hat. Die Hebung der Schiffe des Keres soll nur den Anfang machen. Dann will er aus den Gewässern des Archipels die Galeeren des Pompejus heben, die dort verunken sind, reich mit Schätzen beladen, die der Römer aus Athen mitgenommen hatte. Von diesem zweiten Unternehmen, hofft er noch wunderbare Resultate als von dem ersten.

Was man sich auch über den Luxus der alten Aftalen erzählen mag, man darf nicht vergessen, daß die Flotte der Perfer sich zumeist aus Kriegsschiffen zusammensetzte; man wird darin Waffen und Kriegsordrath, aber schwerlich viele Kunstgegenstände finden. Die Labung des Pompejus dagegen dürfte ungleich reicher gewesen sein; da sie erst seit 193 Jahrhunderten von den Wellen begraben ist, glaubt man auch, daß sie viel besser erhalten sein wird.

Das Journal des Debats bemerkt dazu: Warum hegt nun die griechische Regierung so lebhaft den Wunsch, die Schiffe von Salamis wieder ans Licht zu ziehen? Doch nicht etwa aus „anderer Gewinnsucht? Wohl auch nicht, um den Effectivbestand der nationalen Flotte zu vergrößern, denn nichts deutet so rasch als eine Geschichtseinheit. Geschäfte es aus Stolz, um der Welt einen greifbaren Beweis von dem Siege des Demostokles zu liefern? Welche Thorheit! Geschichtschreiber, welche keine Griechen sind, behaupten, dieser Sieg sei nichts wie eine Legende. Bei den Perfern berüchtelte die Ueberlieferung, daß ihre Armeen Athen verbrannt habe; sie sagte nichts von einer Vernichtung ihrer Flotte. Welche Enttäufung für Griechenland, für die Geschichte, für die klassischen Studien, wenn das Hydrostop auf dem Grunde von Salamis nicht die mindestens Schiffstrümmer fände, oder wenn an Stelle des suchtbaren Geschwaders, das ein ruhm- und einbildungreiches Volk erblickt zu haben

glaubte, dieser unparteiische Zeuge nur die armlösen Gebeule von zwei oder drei elenden Räthen gutage brächte?

Johann Orth's Millionen.

Vor einiger Zeit ging, veranlaßt durch ein Interview des Berichterstatters eines Wiener Blattes mit dem Erzherzog Leopold Ferdinand, die Nachricht durch die Presse, bei einer Bank in Zürich lägen für Johann Orth, den früheren österreichischen Erzherzog, Depositen im Werthe von vier Millionen; es war angedeutet, die Zinsen würden jährlich auf geheimnißvolle Weise erhoben, was beweise, daß der Erzherzog noch lebe. Erläuterungen in Zürich ergaben, daß bei zürcherischen Banken ein solches Depo nicht liegt; offenbar handelt es sich nur um eine Auffrischung der schon vor Jahren unwillkürlich durch die Zeitungen gegangenen Meldung, daß auf den Namen Johann Orth bei einer Bank in St. Gallen und einer solchen in Freiburg je eine Million Franken deponirt sei. Die Million in Freiburg wurde zurückgezogen, dagegen die herausgabe der in St. Gallen liegenden verweigert, weil die Frist für Verschollenenerklärung Johann Orth's noch nicht abgelaufen ist.

Rippling's Neufere.

Ueber Rudhard Rippling's Neufere, das nicht gerade einnehmend ist, lesen wir in einem englischen Blatte eine nette, kleine Geschichte: Es war gelegentlich einer großen Gesellschaft, daß der Dichter unter anderen auch einem auffallend schönen, jungen Mädchen im Backfischer Alter vorgestellt wurde. Rippling verbeugte sich und schien sehr befriedigt, allein in dem Antlitz des jungen Mädchens war eine große Enttäufung zu lesen — sie erblickte, und ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen. Endlich sah sich Rippling genöthigt, nach der Ursache ihrer plötzlichen Bestimmung zu fragen. In dem sie den Dichter flüchtig anjah, brachte die Kleine unter Schluchzen und Seufzen hervor: „Ach, ich hatte Sie mir so schön und groß vorgestellt!“ Hiermit entfernte sie sich und ließ Rippling stehen.

Graf, Fürst, Herzog.

Die Nachricht, daß der Kaiser dem Grafen Bülow anlässlich der Annahme des Zolltarifs den Fürstentitel angeboten habe, erinnert an einen hübschen Pörlzelzer, den der Kaiser abwärts gebracht hat, als Bülow Graf geworden und der ungefähr folgenden Wortlaut hatte:

Zwei Jahre Minister und schon Graf! Mein lieber Bülow, das ist brav! Noch ein paar Jährchen und Du wirst Fürst.

Sie acht, daß Du nicht Herzog wirst. Sollte Graf Bülow, als er den neuen Titel ablehnte, nicht vielleicht an dieses Gedächtnis gedacht haben? Zu vertrauen wäre es dem Reichstanzler, der ja, wie man weiß, für Humor empfänglich ist.

Stück im Unglück.

Das Unwetter, das vor Kurzem Sizilien heimsuchte, hat einzelnen Bewohnern der betroffenen Orte Glück gebracht. Damit soll nicht gesagt sein, daß mancher Bauer bei der bevorstehenden Vertheilung von Entschädigungen und milden Gaben ein gutes Geschäft machen wird, sondern es handelt sich um einen wirklichen Schop, den das Unwetter für einige Grundbesitzer bei Castiglione nördlich vom Aetna ausgebraten hat. Unter dem von Hochwasser weggeschwemmten Erdbreich kam ein Vorrath von antiken Goldmünzen ans Tageslicht, deren Gesamtwerth auf 60,000 Lire geschätzt wird.

Der kann sich freuen!

Bei Eröffnung der neuen Eisenbahn von Christiania nach Siböid legte die Gesellschaft ihre Sorge für eine würdige Jubiläumssfeier nach 25 Jahren an den Tag unter Anderem in der Bestimmung, daß der Passagier, welcher am Eröffnungstage das erste Billel Mittel löse, zu den Feiern nach 25-jährigem Bestehen der Bahn hochfeierlich eingeladen werden solle. Der Glückliche entpuppte sich als ein Jüngling von 77 Jahren! Sollte er das Alter von 102 Jahren wirklich erreichen, so möchte doch zweifelhaft sein, ob er mäßig und fähig sein wird, Eisenbahnfahrten zu unternehmen und an Jubiläums-Feiern theilzunehmen.

Er kennt sich aus.

In der Schule zu X. prüft der gestrenge Herr Schulinspektor. Er ist eben bei der Naturgeschichte der Thiere und läßt sich die auf einer Wandtafel abgebildeten Vögel benennen. Der zehnjährige Hansl hat bereits einige Vögel richtig erkannt, als der Herr Inspektor seine Aufmerksamkeit auf einen ganz gelben Vogel (Kanarienvogel) lenkt: „Was ist das?“ Hansl schweigt. „Nun, was kennst Du nicht?“ fragt mit einem verächtlichen Lächeln der Gestrenge. „Das ist doch ein Stimpel!“ Doch Hansl von der himmelstreichenden Unrichtigkeit überzeugt, antwortet mit einer spöttischen Berberde: „Du bist a oaner!“

Wir reden nur immer vom sommernden Glück — Vom alten ein Schimmer O kam' er zurück!